

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1932**

245 (21.10.1932) Blatt der Frau



# Wählen die Frauen Hitler?

## Wählen die Frauen Hitler?

Eine bedeutsame Untersuchung von Anna Geyer

Tragen die Frauen die Schuld, wenn aus allen wichtigen Wahlen der letzten Jahre arbeitunfähige Parlamente hervorgegangen sind? Haben sie für Hitler gestimmt? Zuerst liegt die Frage nur festzustellen, wenn alle Männer- und Frauenstimmen getrennt ausgezählt würden. Das wurde bisher noch bei keiner Wahl durchgeführt, doch hat man in einzelnen Bezirken ziemlich umfangreiche Stichproben gemacht. Bei der Reichstagswahl vom 14. September 1930 umfingten die Bezirke mit getrennter Abstimmung ungefähr ein Fünftel aller abgegebenen Stimmen, bei der Präsidentschaftswahl ein Achtel. Die Ergebnisse dieser Stichproben sind den Betrachtungen dieses Aufsatzes zugrunde gelegt. Dabei muß allerdings berücksichtigt werden, daß die Zahlen durch die Auswahl der Bezirke beeinflusst sein werden. Sowohl 1930 wie bei der Präsidentschaftswahl 1932 haben fast nur die süd- und wenig westdeutsche Bezirke getrennte Abstimmungen durchgeführt. Für 1930 ist von besonderer Bedeutung, daß fast die Hälfte der sechs Millionen getrennt abgegebenen Stimmen auf Berlin entfällt.

Es ergab sich, daß die Wahlbeteiligung der Frauen in allen Bezirken geringer ist als die der Männer. Bei der Reichstagswahl 1930 betrug beispielsweise die Wahlbeteiligung bei den Männern 84,4 Proz., bei den Frauen 78,4 Proz. Die Frauen machen also bedauerlicherweise von ihrem Wahlrecht weniger Gebrauch als die Männer. Eine Durchzählung der bei der Reichstagswahl vom Mai 1924 getrennt abgegebenen Stimmen nach Altersgruppen ergab, daß die 40 bis 45 Jahre alten Frauen in bezug auf Wahlbeteiligung an der Spitze standen. Bei den Männern lag die höchste Wahlbeteiligung bei der Gruppe der 55 bis 60 Jahre alten Wähler. In dieser Zahl liegt eine gewisse Erklärung für die geringere Wahlbeteiligung der Frauen. Die Augenveränderung der heute alten Frauen war keine Vorstufe für die gleichberechtigte Staatsbürgerschaft. Die Zahl der alten Frauen ist weit größer als die der Männer. Weiblich die alten Frauen zu einem erheblichen Teile der Wahl fern, so läßt sich das Zahlen der weiblichen Wahlbeteiligung besonders niedrig erklären.

Eine Untersuchung der Abstimmung der Frauen für die einzelnen Parteien ergab, daß die Frauen relativ stärker zuzunehmen sind als Männer. In allen Fällen getrennter Abstimmung hat das Zentrum sich als die Partei mit der größten Zahl von Frauenstimmen erwiesen. Fast bei jeder Wahl sind ungefähr 61 Proz. aller Frauenstimmen von weiblichen Wählern abgegeben worden.

Nur wenig geringer ist die Anziehungskraft der deutschnationalen Partei auf die Frauen. In den meisten Bezirken wurde ungefähr 58 Proz. der deutschnationalen Stimmen von Frauen abgegeben. Bei der großen Wahlversammlung der Deutschnationalen im September 1930 erwiesen sich die Frauen als ihre treueren Anhänger. Ihr Anteil an den für die Deutschnationalen abgegebenen Stimmen stieg bei dieser Wahl auf etwas mehr als 60 Proz. Auch bei der Volkspartei verläuft die Kurve der Frauenstimmen ähnlich, wenn auch im geringeren Maße. Bei früheren Wahlen waren rund 54 Proz. der völksparteilichen Stimmen von Frauen abgegeben worden. Im September 1930, der auch der Volkspartei eine schwere Niederlage brachte, stieg der Anteil der Frauen an den Stimmen dieser Partei auf ungefähr 57 Proz. Damit ist die Reihe der Parteien, die wesentlich mehr Frauen- als Männerstimmen bekommen, abgeschlossen. Für die Sozialdemokratie ist festzustellen, daß jeweils ungefähr die Hälfte unserer Abgeordneten mit Frauenstimmen gewählt ist. In katholischen Gegenden ist der Anteil der Frauen etwas geringer; andererseits stimmen in Großstädten wie Berlin und Leipzig wesentlich mehr Frauen als Männer für die SPD. Der Anteil der Frauen an der Gesamtzahl der für die Sozialdemokratie abgegebenen Stimmen schwankt hier zwischen 52 und 54 Proz. Die Tatsache, daß die Frauen ihr Wahlrecht der Sozialdemokratie zu danken haben, spiegelt sich in ihrer Abstimmung nicht. Es wäre interessant zu wissen, ob das bei der Abstimmung zur Nationalversammlung anders gewesen ist, oder ob damals auch ziemlich genau die Hälfte der sozialdemokratischen Stimmen, also rund sechs Millionen, von Frauen kamen. Aber 1919 wurde nirgends getrennt abgestimmt.

Am geringsten ist die Zahl der Frauenstimmen bei den Kommunisten. Rund 45 Proz. der für sie abgegebenen Stimmen kamen im September 1930 von Frauen. 1928 wurden in Köln sogar nur 36 Proz. aller kommunistischen Stimmen von Frauen abgegeben.

Am wichtigsten erscheint uns heute die Stellung der Frauen zu den Nationalsozialisten. In sich würde ein Zustrom der Frauen zum Hitlerkreuz im Widerspruch stehen zu der deutlich erkennbaren Tendenz weiblicher Wähler, sich von radikalen Parteien fernzuhalten. 1928 entfielen von je hundert für Nationalsozialisten abgegebenen Stimmen 42,7 auf weibliche Wähler. In den Großstädten stieg der Prozentsatz auf 45 Proz. Damit zeigt sich, daß die Nazis eine ungleichmäßig geringe Anziehungskraft auf die Wählerinnen ausüben wie die Kommunisten. Bei den Wahlen im Jahr 1930 scheint das etwas anders geworden zu sein. Von je hundert für die Nazis abgegebenen Stimmen kamen 49 von Frauen. Der gleiche Prozentsatz wurde beim ersten Wahlgang der Präsidentschaftswahl festgestellt. Am jüngsten Wahlgang laut der Frauenanteile bei den Stimmen für Hitler auf 47 Proz. Für die Reichstagswahl im Juli 1932 liegen noch keine Zahlenverteilungen vor. Sie wären heute besonders interessant für uns. Für die Präsidentschaftswahl ist festzustellen, daß Hindenburg im ersten Wahlgang gewählt

worden wäre, wenn nur Frauen das Wahlrecht gehabt hätten, und daß er im zweiten Wahlgang keine absolute Mehrheit bekommen hätte, wenn es nur auf die männlichen Wähler angekommen wäre. Die Stimmabgabe der Wählerinnen bei der Präsidentschaftswahl ist sicher charakteristisch für das durchschnittliche Verhalten der Frauen bei Abstimmungen.

Dieses geistige Geistes, vergleichbar nur mit dem Szenen- und Teufelsmahn vergangener Jahrhunderte, nahm ihren Ausgang im Pflegen- und Altersheim von Ologau. Ende August — das Thermometer hatte an diesem Tage 35 Grad Höhe erreicht — kam eine 82 Jahre alte Anstaltin aufgeregt vom Beerenbusch heim und erzählte an allen Gliedern zitternd, sie hätte im Walde ein wunderbar schönes Erlebnis gehabt. Zwischen den Stämmen sei plötzlich eine Frau hervorgetreten, in ein weißes Gewand gehüllt, mit fließendem schwarzem Haar und purpurroten Lippen. Die Gestalt habe sie, die Greisin, gefragt, ob sie bereit sei, einen unermeßlichen, im Walde vergrabenen Schatz zu heben. Als sich die Entschiede betreten, sei die Erscheinung verschwunden.

Die Spittelmeier, fast durchweg über 75 Jahre alt, bereiten den langen und breiten die seltsame Geschichte. Am anderen Tage ereignete sich ein fast noch größerer Wunder: Gelächter und gedrechselte Insaftinnen des Heims, die zum Teil fast hundert Jahre alt sind, humpelten hinaus in den Wald, um womöglich ebenfalls der geheimnisvollen Gestalt zu begegnen. Einer der alten Frauen, die, nebenbei gesagt, schon mehrere Jahre in der Bunzlauer Anstalt zugebracht hatte, blühte auch das Glück, die Erscheinung im weißen Gewande zu treffen. Die Dame aus der vierten Dimension schien aber des Herumtreibens durch die Waldmälder müde geworden zu sein, denn sie rief — so erzählte die vor Angst schlatternde Greisin — diesmal auf einem Rappen, der peilschnel davon galoppierte, als die alte Frau seinen Weg freizugehen. Das widerlegte gründlich den Glauben, daß die Spittelmeier die Madonna sein könne, wie man ursprünglich angenommen hatte. Eine Madonna, die auf einem Rappen daherkäme, widersprach denn doch allen herkömmlichen Anschauungen. Nebenbei sprach sich die Sache mit Windeseile

herum, und sogar dem Redakteur des Lokaltages, der offenbar nicht wußte, wie er seine Zeitung füllen sollte, ergaben die Sache wichtig genug, um sie in seinen Spalten zu bringen. Da der gute Mann etwas von seinem eigenen Senf dazu geben wollte, klappte er an die Notiz die tiefinnige Bemerkung, die weiße Frau auf dem Rappen könne niemand anderes sein als die Barberina, die berühmte Tänzerin des Allen Fröh. Andere Provinzialblätter druckten die seltsame Begebenheit nach, und so schnell die Zahl der Übergläubigen wuchs, bald an wie eine zu Tal stürzende Lawine. Die Kinder in der Schule, die Bürger am Stammtisch, die Arbeitslosen vor der Stempelfelle hatten nur ein Gesprächsthema: der Geist der Barberina spukt in der Umgegend! Bald wollten Dutzende von Einwohnern das Gespenst gesehen haben. Ein biederer Glasermeister, der zwecks Beobachtung der Mitte September erfolgten Wandfesterns angestrichen zum Himmel starrte, sah die spukende Dame zwischen den Wolken. Von dort winkte sie ihm hoch lächelnd zu. Der übergeschnappte Glaser konnte sogar eine detaillierte Beschreibung der Erscheinung geben: ein weißes Gewand mit eingewebtem Rosenmuster hatte die Tänzerin getragen, und an ihrem Handgelenk hatten zwei kostbare Brillantenbesetzte Armbänder geschnitten.

Das Tollste aber erlebten angeblich drei Musiker, die bei Morgengrauen von einem Langparterger Berg herabstiegen. Die haben nicht nur, nein, sie sprachen sogar die weiße Dame. Kaumlich, wie sie schon immer gewesen war, hatte die Barberina sich jetzt dem Rappens entledigt und sich eines anderen Verkehrsmittels bedient: sie lehnte in einer himmelblauen Sänfte, die von unsichtbaren Trägern getragen, in der Dämmerung schwebte. Zu den Musikanten sagte die Barberina: „Hör, meine Freunde, im Walde von O r a m s c h ü c h müßt ihr graben. . . es wird euch Glück sein!“. Die Musikanten konnten ihr Erlebnis nicht für sich behalten, und schon nach wenigen Stunden ereignete sich folgendes: Was nur immer Hade und Spaten tragen konnte, vom Säugling bis zum Greise, eine unübersehbare Menschenmenge, aus den Dörfern der Umgegend zusammengeströmt, pilgerte in den bescheidenen Wald, bestanden dem Schweiß auf der Stirn, mendete man das Erdreich um, vernichtete junge Schonungen, stieß bis an die tiefsten mittelalterlichen Bäume, um den verborgenen Schatz zu heben. Nachts wurde bei Fackelbeleuchtung weitergearbeitet. Man stöberte . . . man suchte . . . man schwitzte. Ein graufiges mittelalterliches Bild: die Einwohner beim gespenstlichen Schein flackernden Feuers nach einem vergrabenen Schatz suchten zu sehen.

Der staaliche Förster rang die Hände. Enorme Waldschäden war angerichtet worden. Der Förster benachrichtigte den Landrat. Der entsandte ein

ganzen Geheer, so gering, daß sie das Gesicht unserer Parlamente nicht wesentlich beeinflussen können. Wir hätten etwas weniger starke Oppositionsparteien, wenn nur Frauen wählten, doch wären diese Parteien stark genug, um dennoch ihre heutige Rolle spielen zu können.

Eine Betrachtung der Wahlergebnisse der letzten Jahre kann zwar elegisch stimmen, insofern können männliche und weibliche Wähler einander keine Vorwürfe machen. Die oft aufgestellte und gern geglaubte Behauptung, daß die weiblichen Wähler in besonders großen Scharen aus einem dunklen Gefühl von Heidenerehrung den Hitler-Männern zuströmen, findet jedenfalls in den Tatsachen keine Bestätigung.

## Das Gespenst der Barberina

herum, und sogar dem Redakteur des Lokaltages, der offenbar nicht wußte, wie er seine Zeitung füllen sollte, ergaben die Sache wichtig genug, um sie in seinen Spalten zu bringen. Da der gute Mann etwas von seinem eigenen Senf dazu geben wollte, klappte er an die Notiz die tiefinnige Bemerkung, die weiße Frau auf dem Rappen könne niemand anderes sein als die Barberina, die berühmte Tänzerin des Allen Fröh. Andere Provinzialblätter druckten die seltsame Begebenheit nach, und so schnell die Zahl der Übergläubigen wuchs, bald an wie eine zu Tal stürzende Lawine. Die Kinder in der Schule, die Bürger am Stammtisch, die Arbeitslosen vor der Stempelfelle hatten nur ein Gesprächsthema: der Geist der Barberina spukt in der Umgegend! Bald wollten Dutzende von Einwohnern das Gespenst gesehen haben. Ein biederer Glasermeister, der zwecks Beobachtung der Mitte September erfolgten Wandfesterns angestrichen zum Himmel starrte, sah die spukende Dame zwischen den Wolken. Von dort winkte sie ihm hoch lächelnd zu. Der übergeschnappte Glaser konnte sogar eine detaillierte Beschreibung der Erscheinung geben: ein weißes Gewand mit eingewebtem Rosenmuster hatte die Tänzerin getragen, und an ihrem Handgelenk hatten zwei kostbare Brillantenbesetzte Armbänder geschnitten.

Das Tollste aber erlebten angeblich drei Musiker, die bei Morgengrauen von einem Langparterger Berg herabstiegen. Die haben nicht nur, nein, sie sprachen sogar die weiße Dame. Kaumlich, wie sie schon immer gewesen war, hatte die Barberina sich jetzt dem Rappens entledigt und sich eines anderen Verkehrsmittels bedient: sie lehnte in einer himmelblauen Sänfte, die von unsichtbaren Trägern getragen, in der Dämmerung schwebte. Zu den Musikanten sagte die Barberina: „Hör, meine Freunde, im Walde von O r a m s c h ü c h müßt ihr graben. . . es wird euch Glück sein!“. Die Musikanten konnten ihr Erlebnis nicht für sich behalten, und schon nach wenigen Stunden ereignete sich folgendes: Was nur immer Hade und Spaten tragen konnte, vom Säugling bis zum Greise, eine unübersehbare Menschenmenge, aus den Dörfern der Umgegend zusammengeströmt, pilgerte in den bescheidenen Wald, bestanden dem Schweiß auf der Stirn, mendete man das Erdreich um, vernichtete junge Schonungen, stieß bis an die tiefsten mittelalterlichen Bäume, um den verborgenen Schatz zu heben. Nachts wurde bei Fackelbeleuchtung weitergearbeitet. Man stöberte . . . man suchte . . . man schwitzte. Ein graufiges mittelalterliches Bild: die Einwohner beim gespenstlichen Schein flackernden Feuers nach einem vergrabenen Schatz suchten zu sehen.

Der staaliche Förster rang die Hände. Enorme Waldschäden war angerichtet worden. Der Förster benachrichtigte den Landrat. Der entsandte ein

Aufgebot von Landjägern, die dem toten Treiben Einhalt gebieten sollten. Denn die wahnsinnige Menge begann jetzt auch noch die umliegenden Felder mit ihren Spaten zu verwüsten. Es kommt zu verschiedenen Eistörungen, denn die Leute weigern sich mit Gewalt, von ihrem Tun abzulassen. Im Gasthause zu Gramschütz wird eine Versammlung abgehalten: der Lehrer wendet alle Mittel der Ueberredung an, um die verrückt gewordenen Leute zu überzeugen, daß es keine Gespenster mehr gebe, daß die Barberina seit länger denn 100 Jahren tot und begraben, und daß es Zeit sei, an vergrabene Schätze zu glauben. Ergebnis: der Redner wird ausgepfiffen. „Und sie spukt doch!“ — heult es ihm aus dem Saal entgegen.

Da entschließt sich der Ortspfarrer von Hochstirch, ein Radikalmittel anzuwenden, um die Leute zur Vernunft zu bringen. Die Gruft der Barberina, so verflucht er, soll im Beisein von Zeugen geöffnet werden, damit sich jedermann vom Vorhandensein der Leiche überzeugen könne. An dem demütigen Tage, da dieses Ereignis vorstatten ging, fanden Hunderte von Personen einfach, begehrend um das Hochstircher Gotteshaus. Eine solche Menge konnte die kleine Kirche nicht fassen. Nur wenige Auserwählte durften in die Gruft hinein. Fille Luft, Moderluft, Fäulnisgeruch. Ein wächserner Sargstein zeigt sich den Blicken. Schrauben Schlüssel werden angelegt, ein Scharnier knistert. Frauen schreien hysterisch auf und müssen ohnmächtig hinausgetragen werden. Dann hebt sich der Sargdeckel. Am Sarge liegt die gut erhaltene Mumie einer uralten Frau, umhüllt von einem weißen Sterbegewande; die Hände stecken in weißledernen Handschuhen. Es ist die Barberina, die im Alter von 78 Jahren als Liebessin von Barlach gestorben ist. So ergab sich für die erschauernden Zuschauer leider keine Gelegenheit, sich von der Schönheit der vielgeliebten Tänzerin zu überzeugen. Aber man sah wenigstens, daß die Dame noch in ihrem Sarge lag und daher nächtliche Ausflüge nicht gut unternehmen können.

Von dieser demütigen Erscheinung wurde ein Protokoll aufgenommen und darin der Nachwelt, die ob unserer Abgetötetheit sicherlich Bauschufer stehen wird, mitgeteilt, daß zur Zeit der Gruftöffnung Papst Pius XI. in Rom residierte und Hindenburg Präsident des Deutschen Reiches war. Dann legte man das Dokument in den Sarg und stülpte den Deckel darüber. Ruhe weiter sanft, arme Barberina! So geschah im September des Jahres 1932, da ein verzweifelter, von Elend und Arbeitslosigkeit zermürbtes Volk, das jede Hoffnung auf ein besseres Dasein schwinden sieht, sich an Gespenster und vergrabene Schätze als letzte Zuflucht klammert!!! M. S.

## Blond oder braun?

Daß die Frage „Blond oder braun?“ nicht allein eine Frage des Geschmacks, sondern auch eine eigentliche Angelegenheit sein kann, zeigte ein interessanter Vortrag des Berliner Anthropologen Professor Friedenthal auf der diesjährigen Naturforscherversammlung in Mainz. Allerdings kommt hier nur der extreme Grad von Blondheit in Betracht, der sich bis zum sogenannten Albinismus, d. h. dem fast völligen Fehlen von Pigment in Haut und Augen, steigern kann. Bei den Säugetieren wie auch beim Menschen findet sich extreme Blondheit im allgemeinen mit schwächlichem Körperbau und Anfalligkeit gepaart, so daß der Albinismus vom eugenischen Standpunkt aus eine minus-Variante darstellt. Herde von gebürtigen Albinismus beim Menschen treten in Norwegen auf, dem Hauptsiß der hellen Menschen, und merkwürdigerweise auch in Afrika an der Südküste, dem Siß der dunkelsten Menschen. Im Gegensatz zu allen Tieren sind beim Menschen die hellfarbigen Individuen vor den dunkelfarbigen bevorzugt, und zwar wegen der Schönheit und Mannigfaltigkeit der Färbung, wegen des Sichtbarwerdens ihres Erbiens und Erblassens und wegen ihrer Geschicklichkeit und länger anhaltenden Jugendlichkeit. Aus alledem ergeben sich wichtige Forderungen für die eugenische Erbeberatung. Blondinen sollten demnach nur von Männern bevorzugt werden, die nicht selber dem Typus des Albinus nahekommen.

Der Zwickel im Rundfunk

Auch den Rundfunk hat man in der Ära der Barone einen Zwickel aufgesetzt. Aus dem bisherigen „neutralen“ Rundfunk hat Er-Pa. Scholz im Handumdrehen — Geshwindigkeit ist seine Geyerel, wie man auf jedem Tummelplatz

erleben kann — einen Tummelplatz der Unbeholfenheit, der Unfähigkeit gemacht, unshön verbrämt durch nationalsozialistischen Riß und monotone Selbstbeweihräucherung der augenblicklichen Macht. Wer im Rundfunk das wertvollste Mittel zur Förderung des Fortschritts, der Weltveränderung sieht, der erkennt den jetzigen Zustand des geschiedenen deutschen Rundfunks mit Grauen aus seinen Programmen, die der „Volkstun“ jede Woche bringt, glücklicherweise ergänzt durch die Programme vieler Auslandsender. Danken finden wir im neuen Heite herrliche Bilderseiten über die Junggymnastik, über die Wirtschaftsdienst des Ruhrgebietes, über die neuen Waben, ferner eine Beschreibung des hochleistungsfähigen Empfängers der Zukunft für den Radiosender, Bilder vom Tage und zahllose kleine Mitteilungen, Einführungen und Kritiken, die den „Volkstun“ zur beliebten Illustrierten der Bewegung, ergänzt durch den wertvollen Inhalt einer Funzeitung, gemacht haben.

Man bestellt ihn bei jeder Postanstalt, Buchhandlung oder beim Volkstun-Verlag, Berlin SW 68, der auf Wunsch ein Probeheft unbedarft sendet.

Vorsicht mit Enthaarungsmitteln!

Kosmetik ist heute nicht mehr ein Luxus, den sich nur die gepflegte Nichtstuerin leisten darf. — Kosmetik ist vielmehr gerade für die arbeitende Frau, die durch anstrengendes Neuzer ihre geringe Chance auf dem Stellenmarkt zu verbessern sucht, eine simple Notwendigkeit. Darüber ist kein Wort mehr zu verlieren. Nur etwas mehr Vorsicht bei der Benutzung der durch Reklame angepriesenen, in ihrer Wirkung und Zusammenfassung jedoch dem Verbraucher völlig unbekanntem Präparate wäre oft sehr am Platze. So wurde kürzlich aus Amerika berichtet, daß dort in verschiedenen Ländern völlig unentgeltliche Fälle

schwerster Sehstörungen aufgetreten seien, deren Ursache sich zunächst nicht ermitteln ließ. — bis schließlich mehr zufällig herauskam, daß sämtliche Patientinnen thalliumhaltige Enthaarungsmittel gebraucht hatten. Thalliumpräparate enthalten einen starken Giftstoff und werden deshalb zur Bekämpfung von Flecken und anderen Hauterkrankungen verwendet. Der Verkauf des Präparats wurde nach dieser Feststellung sofort verboten.

Goethe und Amerika

Im Goethejahr. Eine Herde von Amerikanern braut nach Weimar, hopt in bereitende Automobile. Ein Vieh zum Karl gefahren. Goethes Gartenhaus zu besichtigen. Vor dem Eingang bleiben die Amerikaner stehen und sehen sich die Nase vor dem Hause an. Dann sagen sie alle, wie aus einem Munde: „Was für ein wunderbarer Golfplatz!“

Die Gefräßigkeit der Insekten

Jeder Einwohner der Vereinigten Staaten von Nordamerika, einschließlich der Säuglinge und Insekten, zahlt jährlich mehr als sieben Dollar für die Ernährung der Insekten. Diese überaus hohe Summe kann man sehr leicht errechnen, wenn man sich die kürzlich erschienenen Veröffentlichungen der amerikanischen Landwirtschaftsamter ansieht. Der Schaden, der durch die Gefräßigkeit der Insekten angerichtet wird, beträgt in den Vereinigten Staaten jährlich 900 Millionen Dollar. Den beträchtlichsten Anteil dieser gemalten Summe beansprucht ein gefürchteter Käuffler, der durch seine Freßgier für 164 Millionen Dollar Baumwolle zerstört. Die Heftenfliege vernichtet jährlich für 48 Millionen Dollar Getreide und der Stofrododater für 29 Millionen Dollar Kartoffeln.